

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger 1943

13 (16.1.1943)

Schwere Abwehrkämpfe

Aus dem Führerhauptquartier, 15. Jan. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Die schweren Abwehrkämpfe im Süden der Ostfront...

Auch bei Belizje Lufi scheiterten feindliche Angriffe. Südlich des Nimenses und südlich des Ladogasees wurden die Sowjets in harten Kämpfen abgewiesen.

Bei auflebender Lufttätigkeit in Libyen schossen deutsche Jagdflieger in heftigen Luftkämpfen 28 Flugzeuge ab. Starke feindliche Vorkräfte in Südrußland wurden unter schweren Verlusten des Gegners abgewiesen.

Die letzte italienische Flagg

kehrte aus Ostafrika heim

ep Rom, 15. Januar.

Die jetzt aus Italienisch-Ostafrika zurückgekehrten Italiener haben die letzte Fahne mitgebracht, die über Gondar gehweht hat.

Die Fahne aus Gondar soll dem Duce als Geschenk überreicht werden. Auch Erde von dem Friedhof von Kerem wurde mitgebracht.

Warum der Herzog von Afrika starb

ep Rom, 15. Januar.

Ueber die Behandlung des in englischer Gefangenschaft verstorbenen Bischofs Herzog Amadeo von Afrika werden jetzt folgende Einzelheiten bekannt: Nach seiner Leberführung nach Kenia wurde der Herzog zunächst in einem kleinen Haus in der Nähe von Nairobi untergebracht.

Die Behandlung des Bischofs war, wie berichtet wird, von Anfang an außerordentlich hart. Er durfte in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft kein Haus überhaupt nicht verlassen und erhielt erst später die Erlaubnis, einen Tag in der Woche auszugehen.

Kotruf Tschungking-Chinas nach Waffen

„Uns bleiben nur die Hände zum Kämpfen!“

ep Lissabon, 15. Januar.

Als einziges englisches Blatt berichtet „Daily Herald“ über die völlige Erschöpfung Tschungking-Chinas, die der Berater der zur Zeit in der USA weilenden Tschungking-chinesischen Militärmission, Dr. Ho, mit folgenden Worten schildert: „Tschungking-China braucht Waffen, und zwar sofort.“

Unsere Reserven sind völlig erschöpft. Uns bleiben nur die bloßen Hände zum Kämpfen. Fünf Jahre Krieg haben wir hinter uns, und wenn die Verbündeten uns nicht jetzt, und zwar sofort helfen, wird es zu spät sein.“

Meister Erwins Wunderbau

Zum 625. Todestag des Erbauers des Straßburger Münsters

Wer mit der Bahn von Karlsruhe nach Offenburg fährt, kommt an dem kleinen Städtchen Steinbach vorbei, das an Schwarzwaldberge angelehnt, so zwischen Dörfchen verstreut ist, daß es dem Reisenden nur die roten Ziegeldächer seiner schmalen Häuser zeigt.

Es war im Jahre 1277, das Münsterbauerwerk stand im wesentlichen fertig da, doch fehlte noch das beachtliche Paar der Westtürme sowie die Fassade der Westfront. Weidens zu schaffen berief der Straßburger Bischof Konrad den Mann, der unter allen deutschen Baumeistern des Mittelalters größten Ruhm erworben hat: den Meister Erwin.

Ein neutraler Diplomat berichtet sich, 15. Januar. Die illustrierte französische Wochenzeitschrift „Baillance“ veröffentlicht den Tagesbericht eines neutralen Diplomaten über das Leben in Moskau zu Beginn des zweiten russischen Kriegswinters.

Als der erste Schnee in Moskau am 22. Oktober fiel, so heißt es in dem Bericht, schienen die Menschen weit entsetzter zu sein als während eines Luftangriffs, denn mit der Kälte erhöhte sich das Elend.

Besonders leiden die Frauen unter der grimmigen Kälte. Da in Moskau nach dem Bericht des neutralen Diplomaten alle Männer zwischen 17 und 55 Jahren an der Front sind, müssen die Frauen überall Männerarbeit leisten.

Von allen Schulen, so schreibt der Verfasser weiter, ist nur noch die Lenin-Schule in vollem Betrieb. Diese Schule ist sogar überfüllt. In ihr wird nämlich die Technik der Spionage und Sabotage gelehrt.

Der wirkliche Präsident der USA

Der Jude Samuel Rosenman regiert im Weißen Haus

Berlin, 15. Januar.

Die amerikanische Zeitschrift „Saturday Evening Post“ brachte aus der Feder eines jüdischen Stribenten einen Artikel über den Juden Samuel Rosenman, den wahren Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Die amerikanische Zeitschrift „Saturday Evening Post“ brachte aus der Feder eines jüdischen Stribenten einen Artikel über den Juden Samuel Rosenman, den wahren Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Während der kritischen Zeiten des letzten Jahres war Rosenman stets in unmittelbarer Nähe des Präsidenten zu finden. Seine Tätigkeit beginnt dann um 9.30 Uhr morgens, wenn er den Präsidenten in seinem Schlafzimmer aufsucht.

Rosenman wurde 1896 als Sohn orthodoxer Juden in San Antonio, Texas, geboren. Sein Vater war Kleiderfabrikant. Der junge Rosenman studierte Rechtswissenschaften. Im Jahre 1920 wurde er als Rechtsanwalt in New York zugelassen.

Die Verfasser schreibt, „niemals wissen, ob in den Einrichtungen gegenständen ihrer Arbeitszimmer nicht Mikrophone eingebaut worden sind.“

Als kennzeichnend für die Hoffloherinnung in Sowjetrußland führt der neutrale Diplomat die Tatsache an, daß der Sowjetpalast, der sich vor Kriegsbeginn im Bau befand und die Sowjetarchitektur verkörpern sollte, nun Stein für Stein wieder abgenommen werde.

Als kennzeichnend für die Hoffloherinnung in Sowjetrußland führt der neutrale Diplomat die Tatsache an, daß der Sowjetpalast, der sich vor Kriegsbeginn im Bau befand und die Sowjetarchitektur verkörpern sollte, nun Stein für Stein wieder abgenommen werde.

Legislative. Dort wurde der damalige Gouverneur Alfred Smith auf ihn aufmerksam und besonders dessen enge politische Mitarbeiterin Belle Moskowitz, mit der zusammen Rosenman die demokratische Wahlkampagne von 1928 vorbereitete.

Sie trennten sich vorübergehend 1932, als Roosevelt Rosenman zum Mitglied des Obersten Gerichtshofes des Staates New York ernannte. Aber der Präsident konnte seinen Ratgeber nicht mehr entbehren, und es dauerte nicht lange, bis er ihn nach Washington berief.

Die tärzliche Nationalversammlung beschloß einstimmig die Auflösung des Parlaments und seine Neuwahl. Der Bey von Tunisien hat eine nationale Regierung gebildet.

Die tärzliche Nationalversammlung beschloß einstimmig die Auflösung des Parlaments und seine Neuwahl. Der Bey von Tunisien hat eine nationale Regierung gebildet.

Die tärzliche Nationalversammlung beschloß einstimmig die Auflösung des Parlaments und seine Neuwahl. Der Bey von Tunisien hat eine nationale Regierung gebildet.

Die tärzliche Nationalversammlung beschloß einstimmig die Auflösung des Parlaments und seine Neuwahl. Der Bey von Tunisien hat eine nationale Regierung gebildet.

Die tärzliche Nationalversammlung beschloß einstimmig die Auflösung des Parlaments und seine Neuwahl. Der Bey von Tunisien hat eine nationale Regierung gebildet.

Die Zeitschrift „Die Wehrmacht“ berichtet über die Aufgaben und den Einsatz des Führer-Begleitbataillons, das am 28. September 1940 unter dem Kommandanten des Führer-Hauptquartiers, dem späteren Generalfeldmarschall Rommel, gebildet wurde.

Das besondere Aufgabengebiet des Führer-Begleitbataillons erfordert auch eine entsprechende Zusammenfassung in einer einzigartigen Form wie in keinem anderen Truppenteil des deutschen Heeres.

Die häuslichen Sorgen der USA haben, wie der Washingtoner Korrespondent des „Daily Telegraph“ berichtet, einen solchen Umfang angenommen, daß selbst die Kriegsnachrichten hinter den Meldungen über die Heißhunger und Lebensnotlage zurücktreten.

„Time“ gibt über diese allgemeinen Feststellungen hinaus einige besonders traffe Einzelheiten bekannt. In Los Angeles sind 900 Gasflaschen und etwa 100 Fleischhälften aus Mangel an Ware geschloffen.

So sieht es also heute in einem Lande aus, das in seiner ganzen Geschichte Nahrungsfragen noch nie kennengelernt hat. Diese Lebensmittelkrise ist vielleicht der größte Skandal, der der Welt-Verwaltung Roosevelt zur Zeit fällt.

standen entzückt und bewundernd vor Meister Erwins Werk. So gesteht Clemens Brentano beim Anblick des Westteils des Münsters, also der eigentlichen Schöpfung Meister Erwins, begeistert: „Wenn ich diesen Wunderbau anschau mit seinen vielen Türmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer wieder einander herausträuben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint es mir wie der Traum eines tiefinnigen Baumeisters, vor dem er wohl selbst erschauern würde.“

Der goldne Dolch / Von Paul Apel Zum zehnten Jahrestag der Machtübernahme bringt das Stadttheater Pforzheim Paul Apels Schauspiel „Der goldne Dolch“ heraus.

Bismellen bin ich gefragt worden, wie der Autor des heiteren Traumpiels: „Hans Sonnenhöfers Höllefahrt“ auf die Idee einer Dichtung so absolut erster Natur, wie sie im „Goldnen Dolch“ vorliegt, verfallen konnte.

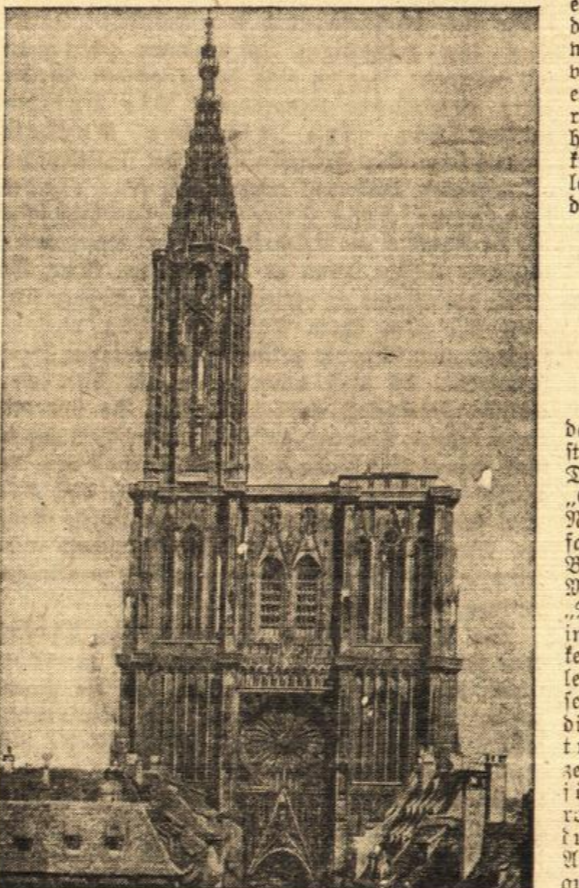
Aber mein Name“ heftete sich an den „Sonnenshöfer“. Nicht verwunderlich; erlebte er doch nach dem durchschlagenden Erfolg der Uraufführung am

hinf. Danbaren Herzen hat er Meister Erwin als einen der genialsten und größten Baumeister gefeiert, dessen Werk noch nach Jahrhunderten erzählen wird von dem Ruhm einer großen Zeit.

Der goldne Dolch / Von Paul Apel Dresden der damaligen Königl. Schauspielhaus das letzte Schicksal, über fünfundsamzig Jahre lang pfeifenlos im Spielplan der deutschen Bühnen zu stehen und in sieben Sprachen überetzt zu werden.

„Der goldne Dolch“ hat eine lange, äußere und innere Geschichte. Er wurde geschrieben, als die deutsche Nation nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches in die Dunkelheit der Weimarer Republik trat.

Der goldne Dolch / Von Paul Apel Dresden der damaligen Königl. Schauspielhaus das letzte Schicksal, über fünfundsamzig Jahre lang pfeifenlos im Spielplan der deutschen Bühnen zu stehen und in sieben Sprachen überetzt zu werden.



Meister Erwins Werk

Die auf unserem Bild gezeigte Westfassade mit der „großen Rose“ (Rosette) über dem Portal stammt von dem deutschen Meister Erwin von Steinbach (1244—1318). (Weltbild-Sturm [M])

Vier Frauen

um Matthias Alsen

Roman von Hedda Lindner

Darum ließ er, nachdem der Geld dabongestürzt war und alles im Mann dieser wirklich großen Szene stand, die allein zurückbleibende Heldin nach dem Mädchen hingeln. Man erwartete natürlich eine weitere Steigerung, etwas ganz Hochdramatisches, statt dessen bestellte sie ein Glas Limonade. Die Limonade wird gebracht, sie trinkt und sagt darauf im alltäglichen Konflikt: „Mir ist wahrhaftig heiß geworden!“ Diese triviale Bemerkung hebt prompt die Spannung auf, das Publikum lacht und mündert in der Pause draußen in der angeregten Stimmung herum, die Direktor Hartlieb für seine Erstaufführung braucht.

Auch Dorina folgte dem Strom der Hinaus-eilen, stellte sich dann aber an der Seite auf, um die Menge an sich vorbeiziehenden zu lassen. Als Mädelrichterin einer großen Blattes inter-essierte sie sich auch beruflich für das bunte-elegante Bild, das alle Erstaufführungen des Ringtheaters boten, und sie formuliert bereits in Gedanken die Plauderei, die sie über die Theaterkleider dieser Saison zu schreiben gedachte.

Bekanntere traten verschiedentlich auf sie zu, um sie zu begrüßen. Nach dem üblichen „Wie geht's?“ kam die Rede natürlich sofort auf die Aufführung, und alle Weiblichkeit war sich darüber einig, daß jedes Stück nett sei, in dem ein Matthias Alsen die Hauptrolle spielte. Denn der — also einfach fabelhaft! — Dorina verführte mindestens sechsmal mit höflichem Lächeln, daß sie ihn ebenfalls „fabelhaft“ fände, und hatte gleichzeitig dies alberne Wort, das so gar nicht dem Eindruck entsprach, den sie von Matthias Alsen hatte. Gewiß, er war ein ungewöhnlich gutaussehender Mensch, aber in dieser einen großen Szene, die ihm die Möglichkeit gab, etwas zu zeigen, hatte Dorina die starke künstliche Persönlichkeit erfüllt, die hinter dem „jungen Mann“ stand. Darum empfand sie es als eine Gerabekung des Künstlers in ihm, dieses ostentative Betonen seiner äußeren Vorzüge, aber gleichzeitig hinderte sie eine ihr selbst ungewohnte Scheu, dieser Ansicht Ausdruck zu geben. So war sie froh, daß man sie bald wieder allein ließ, wenn sie es ablehnte, mit herumzugucken.

Ihre Nachbarin kam vorbei, und Dorina hatte nun Gelegenheit, sie genauer anzusehen. Sympathische Frau, dachte sie wohlgefällig, ein bißchen rundlich, mühte mehr auf Figur halten, aber geschmackvoll angezogen. Auch der Mann sieht nett aus, scheinen in guten Verhältnissen zu leben. Jetzt erkannte die Frau auch Dorina und nickte ihr im Vorübergehen mit einem Lächeln zu; Dorina lächelte zurück, wirklich nett, stellte sie nochmals fest, ehe sie ihren Blick der nächstfolgenden Erscheinung zuwandte.

Donnerwetter, wie kann man so reißlos sein, dachte sie, halb mitleidig, halb spöttisch die mittelgroße Gestalt musternd, die da ganz allein mitten in dem plaudernden und lachenden Schwarm einherzog. Es war alles so merkwürdig farblos an dieser Frau, die Haare, die Augen, das Gesicht, die fast schattenhafte Art, sich zu bewegen. Unwillkürlich folgte ihr Dorina mit dem Blick, und dann erkannte sie plötzlich, das was ja die Frau, die beim Beginn fast zu spät gekommen und ihr durch das unterdrückte heftige Atmen aufgefallen war. Sie hatte sie im Rückfeld, wenn sie den Ereignissen auf der linken Seite der Bühne folgte, und nun Dorina sich ihrer entann, fiel ihr ein, daß die Frau die ganze Zeit über mit der Unbeweglichkeit einer Statue dagestanden hatte. Aber das hatte wohl nur sie bemerkt, für die Menschenbeobachtung im gewissen Sinne zum Beruf gehörte.

Das Klingelzeichen ertönte, und man begab sich langsam zum Schlußakt in den Theaterraum zurück.

„Alsen — raus — Vorhang!“ rief der Direktor seinem Hauptdarsteller zu, der sich in seine Garderobe begeben wollte.

„Ich bin doch schon mal draußen gewesen, man ist der rechte Hampelmann“, murkte Alsen, um sich gleich darauf mit seinem berühmten strahlenden Lächeln vor der rasend klatschenden Gruppe zu verbeugen, die immer noch das Theater besetzt hielt. Es war vorwiegend Weiblichkeit, weshalb auch das Lächeln der Dentas, die der Einfachheit halber gleich auf der Bühne geblieben war, nur noch ein gleichgültiges Nicken lächeln wurde.

Schließlich hatte Hartlieb aber doch ein Einsehen: ein Wink von ihm, der eiserne Vorhang ging her-

unter und veranlaßte nun auch die Unentwegten zum Nachhausegehen.

Matthias Alsen sah in seiner Garderobe und schminke sich ab. Sein Gesicht zeigte nicht den Ausdruck eines Schauspielers, der seinen nach erfolgter Erstaufführung vom Publikum gefeiert worden ist; daran konnten auch die Blumen nichts ändern, die sein Ankleidezimmer füllten. Dabei hätte er nicht einmal einen Grund für seine Verdrissenheit angeben können — es war nur so, daß diese Stimmung ihn ab und zu überfiel, schon seit ein, zwei Jahren, erst nur flüchtig, aber allmählich immer härter und nachhaltiger und mehrwöchentlich immer dann, wenn er gerade auf der Bühne besonders erfolgreich gewesen war. „Ist ja alles Quatsch“, sagte er laut und heftig zu seinem Spiegelbild, und der Mann im Spiegel nickte beifällig zu diesem Ausspruch. „Alsd, das Ganze“, brummte Alsen noch, dann setzte er das Abmischen etwas beschleunigter fort.

Es klopfte, und da der unartifizielle Laut, der darauf erfolgte, von dem Draußenstehenden wohl als „herein“ genommen wurde, öffnete sich die Tür. Matthias sah im Spiegel den Eintretenden. „Ach, du bist es, Eifen“, sagte er erleichtert, „ich dachte schon...“ Der Rest verlor sich in Gemurmel.

Mos Eifen, ein junger begabter Schauspieler, der mit seiner Partnarin Lissi Wehr das „andere Paar“ im Stück darzustellen hatte und außerdem persönlich sehr gut mit Alsen stand, kam langsam näher. „Du bist ja noch nicht einmal fertig mit Ab-schminken, und in einer halben Stunde sollen wir doch im Kaiserhof sein“, sagte er befragt.

Alsen knurrte etwas vor sich hin, beeilte sich aber, Eifen betraktete inquisitorisch die Blumen, die all-mählich den kleinen Raum mit einem schalen, erschöpfenden Duft erfüllten. „Schön“, sagte er be-wundernd, doch ohne jede Beimischung von Neid, „sie lassen es sich etwas kosten, deine Verehrerinnen.“

„Alberne Gänse“, sagte Alsen lebenswützig, „mit ihrem hinterhältigen Gesätz haben sie mich eine Viertelstunde länger draußen festgehalten. Alle vernünftigen Leute waren längst weg, und jetzt muß ich dafür heßen.“

„Water“, sagte der junge Bergbauer zum Senio-der der Firma Bergbauer-Sohn, Kreidriemensfabrik, „ich habe noch eine wichtige Mitteilung.“

„Es langt mir heute“, meinte Vater Bergbauer, seine Altemappe padend, „müssen wir denn noch-mals anfangen? Bäre ich nicht zufällig nach meiner Reise vorm Nachhausegehen rasch noch her-gekommen, um mir ein Altemstüd zu holen, hättest ich mich heute auch nicht mehr; also wird's bis morgen Zeit haben. Ich bin immerhin noch vier-zehn Stunden Bahnfahrt reichlich müde. Ist es denn wichtig?“

Und ohne Zögern sagte der junge Bergbauer: „Allgemein, Water — ich möchte es endlich los-werden — ich will nämlich... heiraten!“

Der alte Herr zeigte feinerlei Erschütterung oder Leberzuckung, meinte nur trocken: „Na, die möchte ich sehen, die dich nimmt. Argenteine kleine Nichtstuerin, was, der Herr Fabrikantensohn beim Tennis spielen, Klavierklumpen und was es sonst noch für Spielchen gibt für Frauen, die kein Gefühl für Kochlöcher und Wehr-Kinder-System haben, beistehen kann.“

„Deine Ansicht macht mich durchaus nicht Mein-laut, du alter Brummelbär...“

„... glaub ich dir aufs Wort, mein Junge. Ich könnte mich auch nicht entsinnen, daß du je unter solchen Regungen hättest zu leiden gehabt. Natürlich muß endlich einmal geheiratet werden. Als ich so alt war wie du heute, hättest du bereits deine ersten Lieber mit mir begangen!“

Während Vater Bergbauer dies etwas grob und mit Augenrollen begleitet gesagt hatte, fügte er nun etwas milder, so ganz nebenbei, hinzu: „Wer ist es denn? Kenne ich sie etwa?“

„Alar, Vater, du kennst sie, sie — aber — ja, siehst du, das ist nun meine Leberzuckung. Ich will dir aber berichten, daß Mutter mir etwas mehr ver-traut. Ich darf sie schon am Sonntag zum Essen mitbringen.“

Die Herren waren bei dieser Unterhaltung be-reits in ihren Bagen gegangen, und während sich der Sohn aus Steuer setzte, ließ sich der Vater etwas schwer in die Polster fallen und schmaugte nach:

„Stecht ihr schon wieder unter einer Decke, ver-fluchte Schwelgelbande?“

Zunächst war das der Abschuß der Ansprüche mit der Leberzuckung, die Schwieregerdichter. „Wachte der Alte doch zu genau, wenn seine Frau die Hand im Spiele hatte, war es schon richtig.“

Als dann der Sonntag kam, am dem Vater seine Urkel brachte, wurde es doch ein recht froher Tag. Mutter Bergbauer fand gleich Gefallen an dem Mädel und Papa Bergbauer hatte nur durch

„Du schienst ja reizende Paune zu haben — und das nach dem Erfolg!“

„Nensch, nun red' du auch noch. Was ich heute abend gemacht habe, kann jeder, der ein paar Jahre Übung hinter sich hat und nicht hoffnungslos un-bezagt ist.“

„Na, na, nur nicht zu bescheiden. Du hast schon ganz ordentlich was auf dem Raften“, sagte Eifen ehrlich. Aber Alsen war in Fahrt gekommen. „Wenn du wüßtest, wie mich das ganze Theater mal wieder anlockt. Und statt daß ich nun nach Hause gehen und mir aus einem guten Buch wenigstens eine geistige Nahrung zuführen kann, muß ich dem Quatsch, den ich heute verzapft habe, muß ich Herrn Direktor Hartliebs Erstaufführungsmahl beschä-nern. Dabei bin ich müde wie 'n Hund. Und muß mindestens noch drei Stunden „Lebensfreude“ spie-len, ehe ich ins Bett komme. Du — das wird mir schwerer heute als vorher — das da auf der Bühne.“

Eifen sah ihn betroffen an. Er kannte Alsens temperamentvolle und manchmal etwas schnoddrige Art, aber diesmal lang ein Unterton durch, der ihm zu denken gab.

„Ist etwas geschessen, Matthias? Du bist heute so — anders?“ fragte er unicher. Alsen hatte in-zwischen sein Abmischen beendet und stand auf. „Anders — bin ich das?“ fragte er nachdenklich und fuhr sich glättend mit der Hand über das Haar. „Ich weiß selbst nicht, was mit mir los ist“, gestand er offen, „aber gehen — gehen ist nicht.“

„Um so besser. Aber nun beeile dich. Die Dentas will mit uns fahren, und du weißt, sie wartet nicht gern.“

Sie hätten sich der Dentas wegen jedoch nicht zu beeilen brauchen, denn sie war ebenfalls noch nicht fertig. Sie hatte sich zwar mehr beeilt als ihr Mit-spieler und ihre Garderobefrau tüchtig hin und her ge-geht, dafür dauerte es aber auch erheblich länger, aus ihr nach der Anstrengung wieder die „fabelhafte Frau“ zu machen, als die sie nachher in der Gesell-schaft erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zähne gepiffen und höchst merkwürdig gesagt: „... ach, sooo!“, wobei er das „so“ sehr lang dehnte. Dann klopfte er seinem Jungen auf die Schulter und brüllte los: „Dab' ich's nicht gleich gesagt, da's Mädel sollte lieber heiraten?“ Worauf die Männer und das Mädel sich ausschütten wollten vor Lachen.

Nur die Mutter guckte verständnislos von einem zum anderen.

„Ja, Frau, siehst, das Mädel gehört zu den Leuten, die hinten wieder erscheinen, wenn man sie eben in aller Form vorne hinausbugliert hat!“ Und dann erzählte Vater Bergbauer seiner Frau, genauso wie er erzählt, als er am Hochzeitstage vor-seinen Gästen stand und zum Glase griff:

„Es liegt hier der seltsame Fall vor, daß der Vater genau sagen kann, wie und wann der Grund-stein zu dieser Ehe gelegt wurde. Steht euch vor: Als eines Tages unsere errie Sekretärin, die nun in-zwischen ja bereits Mutter geworden ist, erst ver-wunden mußte, und die Weberberinnen antraten, entschied sich mein Junge, dem ich die Vorprüfung der Weberberinnen überlassen hatte, ausgerechnet für das netteste Mädel, nämlich — für die Urkel. Das fiel mir auf! Ich zweifelte seinen Augenblick an ihrer Tüchtigkeit, ihre Zeugnisse und ihr Auftreten waren tadellos. Aber — das Mädel war mir zu hübsch und zu ansprechend für unser Büro, für mein Büro, in dem doch auch mein Junge faßt. — vor allem, da ich meinem Sohn sein über das Sachliche hinausgehendes Interesse an der Mädelin ansah. Nur deshalb habe ich die Weberberin abgelehnt und auf ihr Schreiben den entsprechenden Vermerk ge-schrieben. Allerdings konnte ich ja nicht ahnen, daß sich der verfluchte Bengel die Adresse und das Tele-phon anmerkte und in das Schreibzimmer weitergab. Wie gelangt, ich war völlig ahnungslos, denn wir waren damals noch nicht so durchdrungen — und unsere Mädeln hatten auch kein Telefon!“

Über ein bißchen bin ich ja nun schuld an dieser heutigen Heiraterei. Ich habe nämlich meinem Jungen damals gesagt, als er gar so sehr für die Urkel als Weberberin pläbierte: „Das Mädel soll lieber sehen, daß sie einen ordentlichen Mann be-kommt!“ Na, und daß er ihr dabei nun so beifällig sein würde, das konnte ich wiederum auch nicht ahnen.“

Dann hob Vater Bergbauer das Glas zu Urkel und sagte, indem er doch recht zufrieden in die Runde guckte:

„Auf dein Wohl, Urkel, ich bin mit dieser Lösung völlig einverstanden. Und wenn der Junge weiter einen so sicheren Blick hat, ist mir um die Firma Bergbauer-Sohn nicht bang!“

Vermischte Nachrichten

Das Sondergericht Mannheim verurteilte in mehr-stündiger Sitzung, die im Karlsruher Landgerichtsgebäude stattfand, den 47 Jahre alten Stefan Rapp aus Reichental wegen Verbrechen gegen die Volksgesundheitsordnung, er-schwerter Amtsunterdrückung, Urkundenfälschung und Verletzung des Postgeheimnisses zum Tode und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit. Die beiden Mitangeklagten, die 34 Jahre alte Anna Lehmann, geb. Kleinhaus, aus Gölshausen und die 28 Jahre alte lebige Hedwig Stern aus Leopoldshafen, erhielten gleichfalls wegen Verbrechen gegen die Volksgesundheitsordnung sowie wegen gewohnheits- und gemerbsmäßiger Schleierei je drei Jahre Zuchthaus und drei Jahre Ehrverlust. Der Ange-klagte hat als Polizeibetriebsassistent beim Postamt Karlsru-her im Verlaufe von einundzwanzig Jahren in mehreren hun-dert Fällen beschuldigete hatte allgemeiner Art, ferner Feld-pöhlungen von der Heimat zur Front und umgekehrt be-raubt. Das uneheliche Gut — Kleider und Wäsche, Ge-bräuchsgegenstände aller Art, Lebensmittel und Rauch-waren — verschenkte er in großzügiger Weise an seine bei-nden mitangeklagten Ehefrauen. Bei seiner Festnahme Anfang November wurde bei den drei Angeklagten noch ein ganzes Warenlager gestohlener Sachen gefunden.

— Vom Reinfall eines Chemanens, der auf Abwegen wandelte, wird erzählt aus einem Ort am Arvie Halle i. M. berichtet. Der Chemann mußte sich vorübergehend in Goeß aufhalten und schaffte sich hier gleich mehrere Freun-dinnen an. Einem Mädchen stellte er sogar die Verlobung in Aussicht. Als dann am nächsten Sonntag die Feier ste-len sollte, wurde es dem „Bräutigam“ drenzig und er rückte zum Hochzeitsabend aus. Er hatte aber nicht mit dem Temperament der Gostherinnen gerechnet. Die „Braut“ und eine weitere Freundin setzten sich die Bahn und landeten am Sonntagmorgen im Heimatsort des Don Juan. Als dieser die Mädchen auf der Dorfstraße nahen sah, flüchtete er in den Hühnerstall. Die Mädchen gaben sich aber nicht eher zufrieden, als bis sie den „Geliebten“ aufgeschlößert hatten. Es gab eine lebhafteste Auseinander-setzung mit Ohrfeigen. Was es später noch im stillen Ehe-gemerkeln gegeben hat, ist nicht bekannt geworden. Die Geschichte aber, macht die Kunde durch den „Heimatsort“ und für den Spott braucht der Liebedürftige nun nicht zu sorgen.

— Der 48 Jahre alte Ludwig Fittel hatte wegen Unter-schlagung eines Strafbefehls über sechs Monate erholten. In der Erwartung, einen Freispruch zu erzielen, war gegen-über dem Berliner Amtsgericht zur Entscheidung kam. Wie die Beweisaufnahme ergab, hatte der Angeklagte einen Ge-schäftsmann aus Frankfurt a. M. zwei Brillanten im Wert von 5000 Mark abgehändelt. Er sollte diese Ringe verkaufen, hatte jedoch nachher nichts mehr von sich hören lassen, nachdem er den Kaufmann aus Frankfurt am Main zunächst durch alle möglichen Ausreden hinschel-ten hatte. Heute seine ganze Verteidigung vor Gericht auf den „großen Unbekannten“ auf, jener geheimnisvollen Figur, die in allen Gerichtssälen herumspukt. Er behauptete nämlich, selbst hinteres Licht geführt worden zu sein. Angeblich wollte er die Ringe einem Interessenten aus Ber-lin ausgehändigt haben, der „irgendwo“ in der Kaiser-allee wohnen sollte und sich „ihm mal melden würde“. So hoffte er wenigstens. Das Gericht teilte diese Hoffnung aber nicht, zumal Nachforschungen nach dem geheimnisvollen Ringkäufer ergebnislos verlaufen waren. Es war der Meinung, daß die Ringe beiseite gebracht oder für seine eigene Rechnung veräußert hatte. — Der Angeklagte kam vom Regen in die Traufe, denn er wurde nunmehr zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und sofort im Gerichts-saal verhaftet.

— In einem Mailänder Borort hielt sich eine Frau einige Hühner. Einem jungen Nachbar geklaffte es nach einem lederen Beuten. So lockte er eines der Hühner durch Streuen von Brotkrumen vom Hof weg ins Haus und eig-nete es sich an. Als die Frau das Verschwinden des Huhnes bemerkt hatte, forschte sie überall in der Nachbarhaft. Der Nachbar, auf den sie heftig Verdacht warf, leugnete hart-näckig, der Dieb zu sein. Da sagte die Frau wieder, der Dieb ihres Huhnes möge, wenn er es verpöche, daran ver-suchen. Wertwüßigerweise ging dieser im Hof geduckte Huhn nahezu lücheltend in Erfüllung. Am nächsten Tage nämlich brütete der Dieb sich das gestohlene Huhn und ver-schlang es dermaßen gierig, daß ihm ein Knochen im Hals stecken blieb. Er konnte sich nicht davon befreien und mußte in ein Krankenhaus übergeführt werden. Eine sofortige Operation bewahrte ihn mit knapper Mühe und Bot vor dem Tode durch Erstickung. Im übrigen war er nunmehr zweifellos als Hühnerdieb ermittelt.

— Eine hße Erfahrung machte kürzlich eine reiche Rent-nierin zu Grenoble in Frankreich mit einer Hausgehilfin. Dieses Mädchen, offenbar ein schon fast gebrechliches Mädel, hatte es verstanden, sich in das Vertrauen der alten Frau einzuschmeicheln und das Vertrauen der Frau be-nutzen. So hatte sie überall in der Nachbarhaft. Der Nachbar, auf den sie heftig Verdacht warf, leugnete hart-näckig, der Dieb zu sein. Da sagte die Frau wieder, der Dieb ihres Huhnes möge, wenn er es verpöche, daran ver-suchen. Wertwüßigerweise ging dieser im Hof geduckte Huhn nahezu lücheltend in Erfüllung. Am nächsten Tage nämlich brütete der Dieb sich das gestohlene Huhn und ver-schlang es dermaßen gierig, daß ihm ein Knochen im Hals stecken blieb. Er konnte sich nicht davon befreien und mußte in ein Krankenhaus übergeführt werden. Eine sofortige Operation bewahrte ihn mit knapper Mühe und Bot vor dem Tode durch Erstickung. Im übrigen war er nunmehr zweifellos als Hühnerdieb ermittelt.

Kunst und Kitsch — eine Erziehungsfrage

Von Wilhelm Heimer

Dem Kitsch ist wieder in verstärkter Maße der Kampf angelegt worden. In einer Zeit, wo alles auf ein Ziel konzentriert sein muß, wo man mit den Arbeitskräften und mit dem Material so haus-hälterisch als möglich umgehen muß, ist vollends kein Platz für unnötige, geschmacklose Spielereien.

Was ist Kitsch? Die Begriffsbestimmung ist nicht leicht, und sie ist überhaupt nicht eindeutig durchzuführen, da Kitsch nicht objektiv festgelegt, sondern nur subjektiv empfunden werden kann.

Das Wort „Kitsch“ hat seine gewisse Berechtigung. Erziehung, Bildungsstand, Charakter, feilsche Veranlagung, Umgebung spielen bei der Ge-schmacksfrage eine große Rolle. Einer hat mehr für die leidenschaftliche Kraft Michelangelos üb-ig und findet ein Raffaelbild zu formal, zu weich; dem einen gefällt die heraldische Anmut in der absoluten Musik Mozarts und der andere ist für den aufwühlenden Sturm der Ausdrucksmusik Beethovens. Aber absehen wird der Betreffende, sofern er überhaupt etwas von Kunst versteht und Kunst auf ihn einzuwirken vermag, die andere Kunst nicht, sondern er bringt nur seinen persönlichen Geschmack zur Kenntnis. Kunst fest die Erfüllung bestimmter Gesetze voraus, die zu kennen beim Kunstgenuss nicht notwendig ist, über die man aber einigermaßen unterrichtet sein muß, wenn man sich in der Unterhaltung auf das knifflige Gebiet der Kunsttheorie wagt.

Wenn der Mann aus dem Volk von Kunst spricht, so versteht er darunter stets etwas Schönes, das auf sein Gefühl wirkt. Es wäre dies die rich-tige Einstellung, wenn seine Ansicht über das, was schön sein soll, sich mit dem, was man unter Kunst versteht, decken würde. Aber der Begriff des Schönen wird für den Mann aus dem Volk im all-gemeinen von seinem Gefühl festgelegt und treibt oft sonderbare Blüten. Ein Celstruck, der in un-möglichen Farben im Mondlicht tanzende, leichtbe-leidete Mädchen zeigt, ein Bild, das also hundert-prozentiger Kitsch ist, wird von ihm vielleicht als Ausdruck der Kunst gehalten. Ein sentimentaler Schläger, der dem Musikverständigen nicht nur neigig und seilschön, sondern beinahe fürperliches Unbehagen verursacht, spricht das Gefühl des empfindsamen naiven Menschen an. Der Bil-

dungsbegriff mag über diese Einstellung spöttisch oder mitleidig lächeln, aber fällt seine Leberzuckung des Ueberfertigten und Ausergewöhnlichen nicht selber schon bereits unter Geschmacksver-zerrung? Aber abgesehen von überpannten Nei-gungen, auch der Mensch, dem man ein sicheres Ur-teil und einen sicheren Geschmack in Kunstdingen aufgeben muß, hat in einem sorgsam behüteten Winkel seines Bezugs eine Vorliebe für einen alten Gassenhauer oder für ein allzu himberfarb-tes Bildchen. Liebe Erinnerungen knüpfen viel-leicht an ein Liedchen, das zu verächtlichen Wals, Feld- und Bienenlied zählt, oder an eine alte, mit Gold bordierte und in ihrer Form unmögliche Raffetasse. Könnte rein theoretisch der glühende und funkelnde Rand am weihnächtlichen Lichter-baum nicht auch als Kitsch bezeichnet werden? Und doch vermag er uns selige, „munderliche“ Stunden zu bereiten und kann er der Maler, die Dichter, die Musiker zu hervorragenden künstlerischen Leistun-gen antagen!

Kitsch ist also keine Sache, die man ohne weiter-es über Bord werfen kann. Zu allen Zeiten hat es Kitsch gegeben, wenn man das Wort auch in den alten Konversationslexikonen vergebens sucht. Et-mologisch betrachtet lag in dem Wort Kitsch, das mit dem italienischen Wort schizzo — spritzen ver-wandt ist und soviel wie Skizze, Vorstudie, Entwurf bedeutet, nur der Begriff von etwas Unfertigem, Halbfertigem. Das italienische schizzo wird übri-gens von Goethe als „Skizze“ benützt, und dieses stammt vermutlich aus dem Griechischen, wo ein ähnlich klingendes Wort allerdings so viel wie „hinübelen“ bedeutet. Ursprünglich befaß also das Wort Kitsch den Vergleichsmaßstab des Malerwer-tigen. Heute verstehen wir unter Kitsch etwas Va-nales, Süßliches, Unedles und etwas, das mehr sein will, als es ist. Anstandslos, auf denen sich Liebespaare küssen und dabei die Augen verdrehen, schmaltzige Pieder, Schläger mit blöden Texten, eine gemalte Wartburg auf einer Porzellankasse, der „Eisenreigen“ im falschen Goldrahmen, den nicht nur „ungebildete“ Leute so gerne über ihr eheliches Bett hängen, das Schillerhandbild in bronzierten Gips, der Topf mit den künstlichen Blumen, die Holländer-schube mit farbigen Ansichten und ähnliche Reise-andenken fallen unter die Rubrik Kitsch und Schund.

Kitsch spekuliert unehrlich auf die Gefühle der naiven Menschen. Er ist ein künstliches Er-zeugnis, das leider meist mit dem Leben enger ver-bunden ist als die echte Kunst. Man wird den Kitsch nie ganz ausrotten können, weil er oft zu stark mit persönlichen Gefühlen verbunden ist, weil der Künst-ler selber und der künstlerisch empfindende sogenante „Gebildete“ einen Reiz an ihm entdecken können. Aber man muß die kritischen Leistungen bekämpfen, die den Anspruch auf eine künstlerische Bedeutung erheben und mit denen auf Kosten der Volkskultur üble Geschäfte gemacht werden. Der Vorwand, daß die Leute diese Dinge haben wollen, darf unter keinen Umständen gelten. Hersteller und Händler haben an der Erziehung des Volkes mit-zuarbeiten. Kunst ist ja nicht nur eine ästhetische Angelegenheit einzelner Personen, sondern ein Teil, und zwar ein sehr wichtiger und beachtender Teil, ja geradezu ein Gradmesser der Kultur eines Vol-kes. Kunst schmückt nicht nur unsere Wände, ent-zündet uns nicht nur in Konzerten, erhebt uns nicht nur im Theater, sondern gibt und vermittelt innere Werte, deren Gesamtheit die Kultur unseres Volkes gestalten. Die Auswülfungen der Kunst äußern sich im Charakter, in der Stimmung, in der Haltung, im Lebensstil des einzelnen und damit auch des Volkes. Deshalb ist das Gute zu fördern und der geschmack-liche Stand des Volkes zu heben.

Im Vollzug der kulturellen Erneuerungsbewe-gung ist im nationalsozialistischen Deutschland ein bedeutender Wandel eingetreten. Einen Durca-Kitsch, der während des ersten Weltkrieges von ein-er allzu geschäftstüchtigen, verantwortungslosen Industrie und Händlerhaft zum Wüsten, abradirt wurde, wird man in den Schaufenstern nicht mehr sehen. Es wird keiner niemand einfallen, mit dem eigenen Kreuz Gebrauchsgegenstände, auch recht wenig appetitliche, zu schmücken. Zudeckreuer in der Form von H-Booten zu fabrizieren und Mofet-papier in den nationalen Farben zu halten, wie dies von jüdischen Firmen gemacht wurde. Aber noch gibt es maßloshaft diese schredlichen Volkstänze in den allertelsten schmaltzigen Liebeszügen, noch verun-falten schredliche Delbrude die Heimelikeit der Bauernstube, noch hängen in manchen Gaststätten die schlechten Bilder mit dem Schloß Chillon. Kort mit den Materialistenschulungen, fort mit dem Schrei-zug aus Holz, das Marmor vortäuschen soll, fort mit allen Konstruktions-Pimpelsteinen, fort mit dem porzellanenen Strichkopf, der als Wase dienen soll! Kampf ist anzufangen allem Schmaltzigen und Deli-

gem und auch dem faulstidigen Wüßfinn in so man-chen Operetten- und Filmclägern!

Künstlerisches Embfinden und künstlerisches Ver- stehen können angeboren sein, können durch die Um-gangung auch angeeignet werden. Sie können aber auch anerzogen werden durch Aufführung in Wort und Schrift und besonders durch das gute Beispiel und das abschreckende Gegenbeispiel, wie seinerzeit durch die aufsehenerregende Ausstellung der Geschmacksverirrungen im Landesausstellungsmuseum in Stuttgart, die in der Aufmerksamkeits viele glückliche Nachahmer gefunden hat. Auch Vor-zug ist in der erzieherischen Arbeit beifolgs-haft voranzugangen, indem man schon während des ersten Weltkrieges in der Kunstschule für die Einführung der Geschmackskunde als Lehrgang stand eintrat.

Daß die Abwendung vom Kitsch und die Einfüh-rung in Kunst und Kultur weitgehend eine Er-ziehungsfrage ist, ist heute anerkannt. Durch die Reichskammer der Künste und der bildenden Künste und den bei ihr gebildeten Ausschuss zur Re-culturation, minderwertiger Kunst-erzeugnisse“ ist seit 1940 die Mädelkeit ge-schaffen, den Heilungsbrosch zu beschleunigen und die Erzeugnisse einer schlegeltesten „künstlerischen“ Pe-tätigung, wenn nötig, überzustellen. Auch kritische Schlußnahmen wurden ergriffen. So haben zum Schutz der Ueberlieferung des Kunstmarktes vor minderwertigen Erzeugnissen die bildenden Künstler Tirols die Einführung eines Gütezeichens für alle in Kunsthandlungen oder anderen Läden ausgetre-ten oder angetretenen Werke der reinen und der an-gewandten Kunst beschlossen.

Auch in der Kunst gilt das Goethewort: „Wenn ihr's nicht füllt, ihr werdet's nicht erlangen.“ Kunst läßt sich nach einem anderen Goethewort nur mit „Beeiferung“ befragen. Wenn die Welter nicht die Beeiferung, den heiligen Ueberdrußung als Befreiendes, aber auch oft schmerzhaftes Geschenk verliehen haben, dem sind die Fortzen zur selbsttätigen Ver- stehen Kunst verschlossen. Aber soweit Kunst Ge-schmack, Sauberkeit, Ehrlichkeit, Haltung ist, soweit Kunst die Kultur unseres Volkes betrifft, kann sie anerzogen werden. Deutschland, dem als Kern-land des neuen Europas und als allem Kultur-land ein kultureller Führungsanspruch zukommt hat in Kunst und Kultur eine hohe Verpflichtung und es wird dieser Verpflichtung auch nachkom-